

# Geben und Nehmen

**Perspektive** In keiner Industrienation blicken junge Menschen laut einer Unicef-Studie so pessimistisch in die Zukunft wie in Deutschland. Doch es gibt Gegenbeispiele, wo sie keiner vermutet: im Münchener Problemviertel Hasenberg

VON MICHAEL MANG

**München** Orest hat noch viele Pläne für seine Zukunft: Er will seine Ausbildung als Versicherungskaufmann abschließen, sein Abitur nachholen und studieren. „Ich könnte mir gut vorstellen, einmal im Ausland zu arbeiten“, sagt er. „Mein Cousin lebt in Paris.“ Wenn er das erzählt, glänzen seine Augen. Der 20-Jährige hat sich in einem Holzstuhl zurückgelehnt. In der Ecke des Wohnraums brennt ein Kamin, gegenüber steht ein Klavier. Orest passt in das gemütliche Reihenhaus, in dem er sitzt: Er sieht gepflegt aus, hat sich einen karierten Stoffschal um seinen Hals gebunden und spricht akzentfrei Deutsch. Er könnte auch als Münchner Mittelstandskind durchgehen. Orest erzählt aber eine andere Geschichte: Als Kind slowakischer Eltern wuchs er im Hasenberg auf und lebt immer noch dort. Das Problemviertel im Münchner Norden ist sicher nicht der Ort, wo man in Bayern optimistische Jugendliche suchen würde.

Und doch gibt es sie hier. Und das weiß wohl kaum jemand so gut wie Susanne Korbmacher, in deren Haus Orest heute zu Gast ist. Korbmacher ist Vorsitzende des gemeinnützigen Vereins „Ghettokids“ ([www.ghettokids.org](http://www.ghettokids.org)), dem nicht nur Orest viel zu verdanken hat. In acht verschiedenen sozialen Projekten betreut Susanne Korbmacher etwa 250 Kinder und Jugendliche. Für ihr Engagement ist sie unter anderem schon mit dem Bundesverdienstorden ausgezeichnet worden. Eines ihrer Projekte ist der „Salon für sozial benachteiligte Kinder“, der an diesem Nachmittag in ihrem Haus im Münchner Westen stattfindet. Sie lädt Kinder zu sich ein: Dort können sie essen, lernen, spielen und Musik machen, fernab von dort, wo sie herkommen.

## Blaue Hausnummern an Wänden machen den einzigen Unterschied

Fernab von hier: Graue Betonriesen ragen in den Himmel überm Hasenberg. Die Wohnblöcke reißen sich aneinander, ein Gebäude gleicht dem anderen. Die blauen Hausnummern an den Wänden machen den einzigen Unterschied. Die Zahl der Eingänge und Fenster lässt erahnen, wie viele Menschen auf engstem Raum zusammenwohnen. Schnee hat sich über die verwaisten Grünflächen zwischen den Wohnblöcken gelegt. Drei dunkelhaarige Buben rennen einem alten Lederball hinterher. Ständig rutschen sie dabei auf der gefrorenen Oberfläche aus. Ihr Lachen ist das einzige Geräusch,



Adelina Sekiraga, Orest Vladyka, Alexander Adler und Susanne Korbmacher vom Verein „Ghettokids“.

Fotos: Heike Ulrich, Imago, privat

das weit und breit zu hören ist. Drei schwarz verschleierte Frauen schieben schweigend ihre Kinderwagen vorbei. Sonst ist hier wenig los. Bloß am Ende der Straße lädt eine Hilfsorganisation gerade Lebensmittel aus dem Lieferwagen. Dort hat sich eine Schlange von Menschen gebildet.

Kein ungewohntes Bild für Korbmacher, die als Vorsitzende des „Ghettokids“-Vereins und als Lehrerin im Sonderpädagogischen Förderzentrum München-Nord schon viel Not gesehen hat. „Viele wohnen mit ihrer Familie auf engstem Raum. Hier bei mir finden sie Ruhe und können über ihre Probleme reden.“ Einige der Kinder, die es besonders hart getroffen hat, laufen gerade durch ihr Wohnzimmer. Ein 13-Jähriger, der gezwungen ist, ein Baby zu betreuen, weil die Mutter im Krankenhaus liegt. Ein dritter Halbstarke, der jetzt im dritten Heim lebt, weil er früher ständig weglief und auch schon mal unter

Brücken übernachtete. Das kleine, zierliche Mädchen, das höflich die Hand schüttelt, ist schon mal fast verhungert, weil seine Eltern ihm nicht genügend zu essen gaben. Korbmacher blickt ernst. Ausgebrannt wirkt sie nicht. Sie habe noch niemanden aufgegeben, sagt sie.

Und manchen ist nach Aufgeben, weit draußen am Rande der schicken Stadt München, zwölf U-Bahn-Stationen vom Marienplatz entfernt. Der Hasenberg ist ein Viertel mit einer schwierigen Ge-

schichte. Vom Barackenlager während des Nationalsozialismus wurde es später zur Wohnstätte für heimatlose Ausländer. Anfang der fünfziger Jahre entstand dort dann das Wohnlager Frauenholz. Das Viertel wurde ein Ort, wo die Stadt München den sozial schwachen Teil der Bevölkerung unterbrachte: Arbeitslose, alleinstehende Frauen, Kriminelle, Menschen, die ins soziale Abseits geraten waren. Seitdem ist zwar viel geschehen, die alten Notunterkünfte wurden abgerissen und

durch neue Gebäude ersetzt. Die Probleme sind aber geblieben: Viele Menschen leben von Sozialhilfe, die Arbeitslosigkeit und der Ausländeranteil liegen deutlich über dem Stadtdurchschnitt. „Die Kombination von niedriger Qualifikation, Arbeitslosigkeit, inkonsistentem Erziehungsstil, bildungsfernem Elternhaus und Autoritätsverlust der Erziehungsberechtigten wird als Ursache für Jugendgewalt gesehen.“ So steht es im Bericht der Staatsregierung zur sozialen Lage in Bayern. Das beschreibt das Schicksal vieler junger Menschen, die im Hasenberg aufwachsen.

Wie die Kosovo-Albanerin Adelina. Sie rührt in Korbmachers Küche in der Hackfleischsauce. Es gibt Spaghetti für die Kinder. Auch ihr sieht man ihre Geschichte nicht an. Als Vierjährige kam sie ins Hasenberg, ohne Deutschkenntnisse und ohne Freunde. Heute spricht die 19-Jährige akzentfrei Deutsch und macht eine Lehre als Zahnarzthelfe-

rin. Ihr Traumjob ist das nicht, aber eine Chance, die sie ergriffen hat. Ihre Zukunft sieht sie gelassen bis heiter: „Es wird sicher nicht leicht, aber als Zahnarzthelferin hat man gute Chancen, einen Job zu finden.“

Nicht alle jungen Menschen in Deutschland blicken positiv in die Zukunft wie Orest und Adelina. Laut einer internationalen Unicef-Vergleichsstudie (*wir berichteten*) sehen in keinem anderen untersuchten Industrieland die Jugendlichen ihrer Zukunft so pessimistisch entgegen wie in Deutschland. Dabei könnten die Kinder und Jugendlichen in Deutschland durchaus optimistischer sein: Das deutsche Ausbildungssystem erreicht mehr Kinder und Jugendliche als der Durchschnitt der europäischen Länder.

Orest ist heute in den „Salon“ gekommen, um anderen Kindern Nachhilfe zu geben. „Geben und Nehmen“, sagt er. Diesen Leitsatz hat Korbmacher, die ein Buch über Kinderschicksale im Hasenberg geschrieben hat, ihren Jugendlichen mitgegeben. Zusammen mit der eigenen tiefen Überzeugung, dass alles möglich ist, wenn man hart genug dafür kämpft.

## Alex ist „Ghettokid“ der ersten Stunde und hat es geschafft

Das hat auch Alex. Er betritt Susanne Korbmachers „Salon“ wie ein Star. Über seinem violetten Hemd prangt eine Goldkette, seine langen, gelbten dunklen Haare hat er nach hinten gebunden. Die anderen Jugendlichen begrüßen den 25-Jährigen herzlich, fast ehrfurchtsvoll blicken die Kinder zu ihm auf. Alex ist ein „Ghettokid“ der ersten Stunde und hat es geschafft.

Er ist heute Schauspieler und Rapper. Mit einem Spielfilm über die Kinder vom Hasenberg begann vor Jahren seine Karriere. „Wollt ihr mal mit meinen Augen sehen, versuchen zu verstehen, warum Leute wie ich nicht nach vorne gehen. Dann legt mal alles ab, was ihr habt. Kommt herab zu uns herab“, heißt es in einem seiner Songs. Die meisten seiner Texte handeln von seiner schwierigen Jugend. Er ist Sinti. Es sei nicht vorgesehen, dass Kinder einer Hartz-IV-Empfängerin eine Schauspielschule besuchen, wurde ihm vom zuständigen Amt mitgeteilt, als er finanziell unterstützt werden wollte. Er versuchte es trotzdem und dank Korbmachers Hilfe gelang es ihm auch. Von Pessimismus hält er nichts. „Ich bin vorsichtig und realistisch“, sagt er. „Das ist übrigens ein Zeichen für gute Integration: Das ist sehr deutsch.“

## Unicef-Studie

Die internationale Vergleichsstudie der Unicef zeigt: Nirgendwo beurteilen Jugendliche ihre Zukunft so pessimistisch wie in Deutschland. Knapp 25 Prozent erwarten, dass sie nach Beendigung der Schule und der Ausbildung Arbeiten ausüben werden, die gering bezahlt werden. Je-

der vierte junge Mensch sieht schwarz für die eigene Zukunft. Kinder und Jugendliche sind mit ihrem Leben unzufrieden: Sechs Prozent der Heranwachsenden erleben sich als Außenseiter. Elf Prozent der befragten 15-Jährigen geben an, sich „unbehaglich und fehl am Platz“ zu fühlen.

# Durch die Nacht

**Haiti** Unterwegs mit einer Blauhelm-Streife in Port-au-Prince, wo die Menschen auf den Straßen schlafen

VON ANDREA KÜMPFBECK

**Port-au-Prince** Man muss aufpassen. Sonst steht man ständig in einem Bett. Oder tritt mit den schweren Lederstiefeln auf ein Kissen, auf den Arm eines schlafenden Kindes. Es ist finstere Nacht. Und doch haben wir Glück an diesem Abend. Denn der Vollmond schiebt zumindest ein bisschen Licht vom Himmel.

Wir sind unterwegs in Killik – einem der einst besseren Stadtteile von Haitis Hauptstadt Port-au-Prince. Das Viertel liegt am Hügel. Wuchtige Steinhäuser haben die Straßen bis zum 12. Januar gesäumt, ein moderner Supermarkt, das Internetaffäre, ein paar Banken. Straßenlampen hat es gegeben und Strom in den Gebäuden. Jetzt ist es dunkel, die Häuser sind den Berg hinabgerutscht. Von hier oben kann man die Stadt überblicken. Ganz weit draußen, auf dem Meer, leuchtet wie ein heller Stern das Lazarettsschiff USNS Comfort der US-Armee.

Auch wenn sich das Auge irgendwann an die Dunkelheit gewöhnt, ist es doch ein seltsamer Marsch durch eine unwirkliche, eine be-

ängstigende fremde Welt, die sich anfühlt, als wäre sie in Watte gepackt. Es ist ruhig, sehr ruhig. Es sind keine Fahrzeuge unterwegs auf den Straßen, nur ab und zu sieht man einen weißen Transporter, einen Jeep oder ein Panzerfahrzeug der UN.

Die schweren Schritte der zehn Soldaten hallen durch die Nacht. Sie kommen aus Sri Lanka, tragen die blauen Helme der UN-Friedenstruppen und eine Waffe, die sie außer zur Selbstverteidigung nicht benutzen dürfen bei ihrem Einsatz. Die Männer stellen eine Nachtpatrouille der Minustah-Mission. Schon seit 2004 versuchen die Blauhelme der Vereinten Nationen, die Lage in Haiti zu stabilisieren. Heute bewachen sie die Straßen von Killik. Am 1. Januar hatte der Trupp aus Sri Lanka den Dienst im Killik-Basislager angetreten, sagt Major Nazeer Majeed – ohne zu wissen, dass keine zwei Wochen später alles anders sein würde in Haiti.

## Ein Brunnen versorgt das Viertel

Ein einziger Brunnen versorgt das ganze Viertel mit Wasser. Ein paar Frauen füllen es in Kanister, andere waschen sich an dem schmalen



Nachts sind die UN-Soldaten in Port-au-Prince auf Streife. Foto: Jens Grossmann

Rohr, das einbetoniert ist in den Boden. Sie haben sich ausgezogen, seifen sich ein. Daneben steht ein Klapptisch, ein paar Männer spielen im Schein einer Kerze Domino. Ein Verletzter liegt auf einem Bettgestell aus Eisen, er jammert, zeigt auf den dick verbundenen Fuß. Ein paar Jugendliche haben sich mitten auf der Straße niedergelassen, sie ratschen, lachen, albern herum. Eine alte Frau hat auf einem Tischchen einen kleinen Laden aufgemacht: Sie bietet Nüsse an und Nudeln, drei Stück Seife, zwei Dosen Öl und Reis aus einem Zehn-Kilo-

Sack mit amerikanischer Flagge. „Eine Spende von US-Aid“, steht darauf.

Die Menschen leben auf der Straße, drei Millionen Haitianer, sagen neueste Schätzungen, sind bei dem Erdbeben obdachlos geworden. Ein Drittel der Bevölkerung des Karibikstaates also. Die meisten Menschen haben sich schon hingelegt. Aus Ästen und Holzstöcken haben sie Zelte konstruiert, abgedeckt mit Betttüchern oder Planen. Sie liegen auf dem blanken Betonboden, Seite an Seite, die wenigsten haben eine dünne Bastmatte, die meisten schla-

fen auf einem Baumwolltuch. Die ganze Straße ist ein einziges riesiges Schlaflager. Immer mal wieder streckt sich ein verwuschelter Kopf nach oben oder ein Arm, der den Soldaten freundlich zuwinkt. „How are you today?“, rufen die Kinder den Uniformierten hinterher, denen es gut geht in ihrem Base-Camp, in dem sie sogar Samosa bekommen – Teigtaschen wie daheim in Sri Lanka. In Killik sind die Menschen freundlich zu den Soldaten, in anderen Landesteilen werden die Blauhelme nicht wirklich ernst genommen. Immer wieder werden Lebensmitteltransporter gestürmt.

Die zehn Soldaten bilden eine Art Schutzwall um uns, lassen uns keine Minute aus den Augen. Wenn wir stehen bleiben, zücken sie das Gewehr, kreisen uns ein. Sie drehen uns den Rücken zu, den Blick starr nach außen gerichtet, schweigend. So muss sich ein Tier im Käfig vornehmen. Wir laufen den Hang hinauf, Major Suranga Pilimathulawa zeigt auf einen riesigen Trümmerhaufen. „Das war ein Waisenhaus“, sagt er. Und dass seine Leute hier zwei Kinder lebend gerettet haben. Dann führt er uns zu einem

einst fünfstöckigen Gebäude. Ein Apartmenthaus. Die Betonplatte, die einmal Zimmerdecken waren, liegen „pancaked“ – wie Pfannkuchen – aufeinander. Auch hier haben die Blauhelme zwei Menschen gerettet, 40 waren es insgesamt in Killik. „Leichen haben wir auch eingesammelt“, sagt Major Suranga leise – 9000 Leichen. Ein paar Meter weiter wird es laut. Nur ein paar Wortfetzen sind zu verstehen. „Halleluja“, tönt es immer wieder. „Gott ist groß, Gott ist mächtig.“ Ein evangelischer Pfarrer hat seine Gitarre ausgepackt, einen Verstärker angeschlossen. Er feiert mit den Menschen Gottesdienst, jeden Abend tut er das, stundenlang. „Das gibt ihnen Halt“, sagt er. „Nimm alles Elend, alle Traurigkeit von mir“, singen sie. Und dass sie ihr normales, ihr einfaches Leben zurück wollen. Um die Ecke haben sich ein paar Männer zusammengeschart. Sie stecken die Köpfe zusammen, ein Generator brummt. Es läuft ein kleiner Fernseher. Sie schauen Fußball.

## Bei uns im Internet

Unsere Autorin sehen Sie im Interview unter [augsburger-allgemeine.de](http://augsburger-allgemeine.de)